BERGISCHE RESIDENZ
REFRATH
SENIORENRESIDENZ

Herbst

Journal der
Bergischen Residenz
Refrath / Ausgabe:

№ 03 | 2022

TRADITIONELLES

Tradition – zwischen Brauchtumspflege und Kommerz
mit Wilma Hoffmann 4,00

Bauernhochzeit
mit Johanna Pofahl 6,00

Tradition, Glaube, Kunst
mit Ingrid Zimmermann 8,00

Einmal um die ganze Welt – mit einem Zimmermann auf der Walz
mit Heike Pohl 10,00

Tradition auf Berliner Art
mit Karin Kukuk 13,00

Markttag mit Heike Pohl 14,00

Schützenbruderschaft
mit Christiane Loewenstein 17,00

Ich packe meinen Koffer
mit Jameel Juratly 20,00

FÜR DEN KLEINEN HUNGER

„Indian Summer“
mit Heike Pohl 22,00

Wer findet die fünf Fehler? 24,00

Sudoku 24,00

Preisrätsel 25,00

Ein Besuch meines Sohnes und seine Folgen
mit Willi Ackermann 26,00

Auch schwieriges Deutsch verstehen
mit Dr. Klaus Hachmann 28,00

Herbstwind
mit Inge Thoma 30,00

Impressum 30,00

Editorial:

Verehrte Damen und Herren,
geschätzte Leserinnen und Leser,

in unserer Herbstausgabe befassen sich unsere Autorinnen und Autoren mit dem Thema „Tradition“. Wer darüber nachdenkt, hat vermutlich sofort auch Bilder in seinem Kopf. Mit Tradition und Brauchtum sind wir alle aufgewachsen. Einiges davon überdauert alle Zeit, von anderem verabschiedet sich eine Gesellschaft nach und nach, weil es einfach nicht mehr zeitgemäß erscheint oder an Nachwuchs oder Interesse oder Gelegenheit fehlt.
Mit der Weiterführung einer Tradition über Generationen hinweg werden Handlungsmuster, Überzeugungen oder Glaubensvorstellungen übermittelt. Was im Großen gelingt, das schafft der Mensch auch im Kleinen – in der Partnerschaft, Ehe und Familie. Manchmal ist es der Italiener am Urlaubsort, den man in jedem Jahr am ersten Abend des Urlaubs aufsucht, manchmal vielleicht auch die Weise, einen Feiertag zu begehen, sich etwas Schönes zu schenken oder ein Film, den man – schon immer – an Ostern, Weihnachten oder anderen passenden Gelegenheiten schaut.
Tradition ist, so sagt es ein altes Sprichwort, nicht die Anbetung von Asche, sondern die Weitergabe des Feuers. Dieses „Bild“ vor dem inneren Auge erscheint mir besonders geglückt, den Begriff der Tradition im Ideal zu beschreiben. Gewohnheiten – gute wie schlechte – sind eben nichts Ungewöhnliches und wir dürfen uns in dieser Ausgabe auf viele Aspekte des Titelthemas freuen.

Ich wünsche uns einen farbenfrohen und üppigen Herbst und viel Freude beim Lesen der aktuellen Ausgabe unseres BRR-Journals.

Bleiben Sie bitte gesund und uns gewogen.

Ihre

Susanne Rönnau
Direktorin und Herausgeberin

Draußen nur Kännchen

Das Thema:

Tradition – zwischen Brauchtumspflege und Kommerz.

von Wilma Hoffmann

O'zapft is!

Der Begriff Tradition bedeutet Überlieferung und Erinnerung an bestimmte Ereignisse, die schon lange zurückliegen können. Sie wieder aufleben zu lassen, erhält sie lebendig.
Jedes Land und auch viele Familien pflegen ihre Traditionen. So ist es ein schöner Brauch, Schmuckstücke, ein Taufkleid oder einen Brautschleier von Generation zu Generation weiterzugeben.

In unserer Gesellschaft gibt es viele Traditionen, die gepflegt und gefeiert werden, und die nebenbei auch zu einem großen Wirtschaftsfaktor geworden sind. Unmöglich, sie alle aufzuzählen. Hier nur ein paar Beispiele:
Das weltbekannte Münchener Oktoberfest gibt es seit 1810. Es lockt Besucherinnen und Besucher aus aller Welt an.
Der rheinische Karneval wird zum ersten Mal 1728 in den Annalen erwähnt. 1823 zog der erste Rosenmontagszug durch Köln. Auf die Pflege dieses Brauchtums ist man auch in Düsseldorf und Mainz stolz. Tradition trifft hier auf puren Frohsinn.
Aber auch sportliche Ereignisse erleben wir Jahr für Jahr. Das erste Tennisturnier auf dem heiligen Rasen von Wimbledon fand 1877 statt. Seitdem werden die Spiele alljährlich ausgetragen, und auch die Portion Erdbeeren mit Sahne, die die Zuschauer genießen, während die Bälle fliegen, ist immer dabei.
Zu den schönsten deutschen Traditionen zählt nach wie vor das Weihnachtsfest und der geschmückte Tannenbaum, unter dem sich die Familie versammelt. Und immer noch singen wir gemeinsam „Stille Nacht, heilige Nacht“. Es ist das schönste aller Weihnachtslieder und wurde zum ersten Mal vor 200 Jahren in einer kleinen Kirche in Österreich angestimmt.
Doch die Zeiten ändern sich. Viele Jugendliche und Singles zieht es nach der familiären Weihnachtsfeier in Clubs und Diskotheken. Der Heilige Abend ist zu einer der angesagtesten Partynächte geworden. Eine neue Tradition? Weiter gefragt: Brauchen wir die Traditionspflege noch und ist Tradition überhaupt noch zeitgemäß?
Die traditionellen Großveranstaltungen werden immer bleiben, denn sie bringen finanzielle Gewinne und erhalten Arbeitsplätze. Doch auch die kleinen familiären Feiern, wie es so schön in dem Song „Coming Home for Christmas“ heißt, die sollten unbedingt erhalten bleiben. Sie bewahren unsere Erinnerungen und geben uns Halt in einer sich ständig verändernden Welt.

Wilma Hoffmann, Jahrgang 1934, wohnt seit 2017 in der Bergischen Residenz Refrath

Foto unten: Diego Delso. Foto oben: Alfred Schwarzschild, Gemälde „Oktoberfest-Paar“, 1928, https://sammlungonline.muenchner-stadtmuseum.de/objekt/gemalde-oktoberfest-paar-10131293

BERGISCHE RESIDENZ REFRATH
№ 03
2021

Das Thema:

Bauernhochzeit.

von Johanna Pofahl

Zum Thema Tradition möchte ich über die Hochzeit schreiben. Hochzeit, das ist das Fest, das man zu Ehren zweier Menschen feiert, die den Bund fürs Leben eingehen wollen und eine eigene Familie gründen. Eine uralte Tradition. Sie ist – wie vor 100 Jahren und mehr – immer noch aktuell, doch die Tradition hat sich zugunsten junger Frauen verändert. Diese sind selbstständiger geworden und dadurch nicht mehr unbedingt an das Elternhaus gebunden.

Wie sah die Tradition vor 100 Jahren in meiner Heimat, auf dem Land, in einer Familie mit fünf Töchtern aus?
Das Elternhaus der Braut hatte die Hochzeitsfeier auszurichten, für die anstehende Wäsche und Hausrat zu sorgen und eine Mitgift bereitzustellen. Wie man sieht, eine Tradition zugunsten des Bräutigams. Was bedeutete das für eine Familie mit fünf Töchtern, die im ersten Jahrzehnt des letzten Jahrhunderts geboren wurden und die spätestens in den 30er-Jahren heiratsfähig waren? Um selbst überleben zu können, war schon von der Geburt des Kindes an die Wohnstube meiner Großeltern in den Wintermonaten immer mit Spinnrädern und einem Webstuhl belegt, wo fleißig die Wäsche für die Aussteuern hergestellt wurde. Alle fünf Töchter haben nach der Schule in einem fremden Haushalt in der Stadt gelernt, wie man einen Haushalt führt.
Zwei meiner Tanten hatten sich für die Heirat mit einem Bauersohn entschieden, sodass mein Großvater eine Mitgift aushandeln musste. Die Mitgift wurde von beiden Elternteilen des Brautpaares ausgehandelt. Sie bestand aus Land oder Geld. Hier verhandelte mein Großvater zur Sicherheit seiner Tochter, dass sie nicht vor der Übergabe des Hofes an die jungen Leute fällig wurde und mit dem Zusatz, die Töchter könnten jederzeit ins Elternhaus zurückkehren. Alle Hochzeiten waren großartige Feste, sie dauerten fast immer eine Woche lang. Sie begannen immer an einem Donnerstag mit der standesamtlichen Trauung und dem Polterabend, freitags dann die kirchliche Trauung und das Familienfest, sonntags die Feier für alle Familienmitglieder, die von außerhalb angereist waren und sich nur bei solchen Festen trafen. Montag und Dienstag waren für Nachbarn und Bekannte, am Mittwoch fand dann die Übersiedlung in den Haushalt des Ehemannes statt.

Als Kind habe ich an drei Hochzeiten teilgenommen, mal als Blumenmädchen und einmal durfte ich auch den Schleier tragen. Alle sind stabile Ehen geworden, trotz einseitiger Tradition, Dank guter Vorsorge und Liebe meiner Großeltern gegenüber ihren Kindern.
In meiner Familie waren zu Beginn des Krieges alle Hochzeiten abgeschlossen. Der Krieg, Flucht und Vertreibung haben die Tradition vollkommen verändert. Im Krieg gab es kurze standesamtliche Trauungen während eines Heimaturlaubes oder sogar Ferntrauungen, um im Ernstfall die jungen Familien finanziell abzusichern. Nach dem Krieg gab es in unserem Land kaum noch Eltern, die eine Hochzeit für ihre Töchter ausführen konnten. Die Töchter hatten eine Arbeit angenommen und waren selbständig geworden.

Mein Fazit: Hochzeit ist wie vor 100 Jahren immer noch aktuell. Doch die Tradition hat sich verändert. Töchter sind eigenständiger geworden, entscheiden für sich selbst und oft gegen die Meinung der Eltern und zum Nachteil einer stabilen Ehe.

Johanna Pofahl, Jahrgang 1932, wohnt seit 2010 in der Bergischen Residenz Refrath

Foto: Frank C. Müller, Baden-Baden - Eigenes Werk, CC BY-SA 3.0, https://commons.wikimedia.org/w/index.php?curid=443154

Das Thema:

Tradition, Glaube, Kunst.

von Ingrid Zimmermann

Als mein Sohn und meine Tochter sieben und fünf Jahre alt waren, bekam ich wieder Lust in meinem Beruf tätig zu werden.
Durch Zufall erfuhr ich von einer Bekannten, dass ein katholischer Pfarrer, der neben der Wasserburg am Buchheimer Ring ein Haus bewohnte, eine Hilfe für sein Büro suchte. Ich nahm sofort telefonisch Kontakt mit Dr. Franz Tack, so sein Name, auf und bekam rasch einen Termin.
Mit dem Auto war ich schnell vor Ort, da wir in Bergisch Gladbach Paffrath wohnten. Auf mein Klingeln ertönte lautes Hundegebell aus dem Haus und ein gutaussehender Endfünfziger öffnete mir in Begleitung von zwei großen Schäferhunden die Tür. Es war Dr. Tack.
Er führte mich in einen großen Raum mit einem riesigen Schreibtisch, etlichen Bücherwänden und einem Flügel. Ich stellte mich mit meinen Fähigkeiten vor, und er schien recht zufrieden. Wir wollten es miteinander versuchen. Da auch meine Arbeitszeiten zeitlich begrenzt und flexibel sein konnten, sagte ich zu. Danach zeigte mir Dr. Tack noch den Park hinter dem Haus mit einer kleinen Kapelle. Dort las er sonntags die heilige Messe in kleiner Runde, oft mit Haushälterin Maria aus dem Bayerischen Wald als Messdienerin.

Ich nahm also an einem Montagmorgen im Juni 1969 um 9 Uhr meine Tätigkeit auf. Mein neuer Chef war Musikwissenschaftler und Theologe, der vor seiner Berufung als Künstlerseelsorger im Erzbistum Köln als Dozent und Studentenpfarrer an der Uni Köln tätig gewesen war. Er erklärte mir, dass unsere gemeinsame Arbeit die Vorbereitung der jährlich stattfindenden Kirchenbautagung, eventuell die Vorbereitung einer Ausstellung, Atelierbesuche, Studienfahrten und zuletzt der jährlich stattfindende „Aschermittwoch der Künstler“, der die meiste Vorbereitung bedürfe, sei. Außerdem wäre da noch die S.I.A.C. (Société des artistes chrétiens) zu betreuen, deren Generalsekretär er zur Zeit sei.

Er führte mich in ein Büro, hell und freundlich, und zeigte mir die Karteikästen mit den Anschriften der Mitglieder der KUK (Künstler-Union-Köln), die er gegründet hatte. Dort waren die Künstlerinnen und Künstler enthalten, die zu den jeweiligen Veranstaltungen eingeladen wurden oder mitwirkten. Ich war tief beeindruckt, ich kannte viele davon nur aus der Presse. Es waren Künstlerinnen und Künstler vieler Branchen: Bildhauer, Maler, Glasmaler, Architekten, Schriftsteller, Musiker, Schauspieler usw. Die Kartei enthielt auch viele Kunstfreunde.

Zur Tradition gehörte auch die jährliche Kirchenbautagung in einer ausgesuchten Stadt. Sie dauerte drei Tage. Ich erinnere mich an Tagungen in Kevelaer, Paderborn, Essen, Aachen, Hamburg und Würzburg. Dort referierten eine Künstlerin oder ein Künstler über ihre Arbeiten oder es wurden Baustellen besichtigt. Auch Atelierbesuche gab es. Tagungen wie diese prägte ein reger Austausch und vielfältige neue Eindrücke.

Auch fanden jedes Jahr Studienreisen statt. So waren wir in der Normandie, im Burgund und in der Provence. Unsere letzte Reise führte uns durch England, Schottland und Wales. Das war im Mai 1981. Zwei Monate später, am 21. Juni 1981, verstarb Herr Dr. Tack.

Nun zum Aschermittwoch der Künstler: Nach dem Zweiten Weltkrieg gründete in Paris der Schriftsteller und Diplomat Paul Claudel den Aschermittwoch der Künstler. 1950 griff Kardinal Frings diese Idee auf und begann damit, sie auch in Köln umzusetzen. 1954 fand eine Dichterlesung statt, 1955 eine Theateraufführung, 1957 eine Lesung aus dem *Tagebuch der Anne Frank*.
Meinen ersten Aschermittwoch habe ich 1970 mit vorbereitet und erlebt. Er begann mit der heiligen Messe in der romanischen Kirche St. Pantaleon. Sie wurde gehalten von Kardinal Josef Höffner, der teilte auch das Aschenkreuz an die Teilnehmer aus. Begleitet wurde die Messe von der *Schola Gregoriana*, die aus ehemaligen Studenten der Uni Köln bestand.

„Herrgottswinkel“ – Gemälde von Karl Hayd 1882 – 1945

Mittags trafen sich die Gäste in Anwesenheit des Kardinals im historischen Stapelhäuschen zum Fischessen. Viele Gäste freuten sich über das jährliche Wiedersehen. Nachmittags empfing der Kardinal anlässlich einer Ausstellungseröffnung im Wallraff-Richartz-Museum Künstlerinnen und Künstler. Abends wurde entweder eine Musik- oder Theateraufführung bei den Bühnen der Stadt Köln angeboten.
Ich erinnere mich noch an die deutsche Erstaufführung des Films *Jesus Christ Superstar* in einem Kino am Ring zum Aschermittwoch. Ich sehe noch vor mir, wie Willy Millowitsch in letzter Minute zum Eingang hereinkommt. 1975 wurde am Aschermittwoch, in Zusammenarbeit mit der Stadt Köln, die *Ars Sacra ’75* im Handwerkshaus eröffnet.

Nach dem Tod von Dr. Tack wurde der Domkapitular und Dompfarrer Dr. Friedhelm Hofmann zum Nachfolger als Künstlerpfarrer ernannt. Ich habe dann noch geholfen, das Büro im Generalvikariat einzurichten. 1983 musste ich aus familiären Gründen meine Tätigkeit beenden.

Bis 2022 findet der Aschermittwoch der Künstlerinnen und Künstler jedes Jahr statt. Auch in München und anderen Städten wird er ähnlich begangen.Wenn ich das jetzt nach 40 Jahren aufschreibe, lässt mich die Erinnerung etwas wehmütig zurück!

Ingrid Zimmermann wohnt seit 2017 in der Bergischen Residenz Refrath

Das Thema:

Einmal um die ganze Welt – mit einem Zimmermann auf der Walz.

von Heike Pohl

Das Handwerk des Zimmerers gehört zu den ältesten Berufen und hat seinen Ursprung in der Bronzezeit, in der die ersten Blockhütten aus Holz errichtet wurden. Vor etwa 1000 Jahren entwickelte sich im Zuge der Städteentwicklung der heutige Zimmererberuf, der mit dem Fachwerksbau im Mittelalter seine Blütezeit erlebte. Damals entstanden die sogenannten Zünfte, innerhalb derer sich die Zimmerer nach für alle Mitglieder geltenden, verbindlichen Regeln organisierten.

Die traditionellen Zünfte gibt es heute nicht mehr und auch die Holzverarbeitung hat sich durch den Einsatz moderner Maschinen und Computertechnik grundlegend verändert; trotzdem sind viele der alten Gepflogenheiten der Zimmerer aus dem Mittelalter erhalten geblieben. Zur bekanntesten Tradition dieses Handwerks gehört es, dass sich junge Handwerker und Handwerkerinnen nach abgeschlossener Berufsausbildung – also als Geselle oder Gesellin – auf die Wanderschaft begeben. Sinn und Zweck dieser mindestens drei Jahre und einen Tag dauernden Walz soll es sein, sich beruflich weiterzubilden und in der Fremde Erfahrungen zu sammeln.

Früher war die Walz nach der Zunftordnung eine Voraussetzung für Gesellen, um Meister werden zu können. Seit Ende der Zünfte besteht diese Pflicht nicht mehr, weswegen weltweit nur noch einige hundert Zimmerleute auf Wanderschaft gehen. In den letzten Jahren sind die Tippelbrüder, wie man sie liebevoll nennt, aber wieder vermehrt in Europa und der ganzen Welt unterwegs und reisen von Herberge zu Herberge.

Nicht jedem Gesellen steht es nach den Regeln der Vereinigung der rechtschaffenen Zimmerer und Schieferdecker frei, im Rahmen dieser Tradition in die Welt hinauszuziehen. Rechtschaffen müssen die jungen Gesellen sein, ganz so, wie es sich im Namenszug und in der Selbstdarstellung der Vereinigung wiederfindet und das bedeutet: „Die Wahrheit zu sagen. Versprechen zu halten. Die Verantwortung für persönliche Fehler übernehmen, im Beruf und täglichen Leben. Zu sein, wer man zu sein behauptet, zu tun, was man zu tun ankündigt. Das sind die Tugenden der Rechtschaffenheit."

Darüber hinaus müssen die Gesellen, die auf Walz gehen wollen, jünger als 30 Jahre alt sowie unverheiratet und kinderlos sein. Vorstrafen und Verschuldung – sprich Einträge bei der *Schufa* – gelten ebenfalls als K.-o.-Kriterien. Wer all diese Voraussetzungen erfüllt, erhält die „Ehrbarkeit", die auf den ersten Blick einer schmalen schwarzen Krawatte gleicht, jedoch symbolischen Charakter hat und – anders als der Schlips – nicht geknotet, sondern einfach über den Kragen geführt zwischen Hemd und Brust eingelegt wird. Das hat nicht nur symbolischen sondern durchaus zweckmäßigen Wert: Gerät das Ende der „Ehrbarkeit" nämlich bei der Arbeit in eine Maschine, so bleibt der Zimmermann am Leben und wird nicht erwürgt.

Fast alles an der Berufskleidung der Zimmerleute hat wahlweise symbolischen und/oder zweckmäßigen Sinn. Beginnend mit dem schwarzen Hut, der das Handwerkerhaupt wahlweise vor Sonne oder aber vor Regen schützt, über die Jacke, deren sechs Knöpfe für die ehemals sechs Arbeitstage pro Woche stehen. Weiter über die acht Knöpfe der Weste, stellvertretend für acht Stunden Arbeit pro Tag, festgehalten mit dem gestichelten Buchstaben „Z", das den Zimmerer-Beruf symbolisiert.

Beginnt der Zimmerer mit seiner Arbeit, so krempelt er die Ärmel seines weißen Hemdes nach innen, Säge-

Fotos: Privat

mehl und -späne geraten so ebenso wenig zwischen Kleidung und Körper wie über die weiten Schläge der Hosen, die zudem aus Cord sind, weil sich hiervon das „Kleinholz“ besser löst. Auch den Gürtel ziert das Z, das Zeichen der Zunft. Gesellen tragen einen Ohrring, den man früher – sofern einer von ihnen etwas Unrechtes getan hatte – auszureißen pflegte. Dieser schmerzhaften Prozedur verdanken wir den Begriff „Schlitzohr“, mit dem man einen listigen Menschen bezeichnet. Ursprünglich wurde der Ohrring selbstverständlich nicht deswegen getragen, er sollte vielmehr von solchem Wert gewesen sein, dass er dem Gesellen auf Wanderschaft ein Begräbnis hätte finanzieren können.

Seine Reise- und Ausrüstungsgegenstände verstaut der Zimmerer auf der Walz im „Charlottenburger“, einem ca. 80 x 80 Zentimeter großen Tuch, das er als Bündel trägt. Erstaunlich ist, dass in diese 80 x 80 Zentimeter alles passt, was der Wandergeselle zum Leben braucht, inklusive sein eigenes Werkzeug (Hammer und Säge).

Der „Stenz“ darf nicht fehlen, so wird der Wanderstab genannt. Und dann ist da noch das „Wanderbuch“, eine Art Reisepass, in dem sich nach Ende der Walz die Siegel sämtlicher bereister Städte und Gemeinden sowie die von Hand geschriebenen Zeugnisse der unterschiedlichen Betriebe wiederfinden, für die der Geselle während seiner Wanderschaft gearbeitet hat.

So ausgestattet, zog Phillip Springer aus Schleswig-Holstein los von zuhause, dem er sich nach den geltenden Regeln für die folgenden drei Jahre und einen Tag würde lediglich auf 50 Kilometer nähern dürfen. Hinter ihm lagen seine erfolgreich abgeschlossene Ausbildung sowie zwei Jahre berufliche Praxis. Und vor ihm die ganze Welt.

Über das Breisgau ging es nach Nürnberg, Trier, dann in die Schweiz und von dort nach Namibia (Südafrika), nach Neuseeland, in die USA, nach Mexiko und Australien, um nur einige Stationen seiner vier Jahre und fünf Monate währenden Wanderschaft zu nennen. In der Tasche trug er das „Herbergsverzeichnis“, eine Auflistung sämtlicher nationaler und internationaler Anlaufstationen für wandernde Gesellen mit sich.

Zur eigenen Ehrvorstellung der Wandergesellen gehört es, Ein- und Auskommen während der Dauer der Wanderschaft selbst zu verdienen. Die Gesellen werden in der Bundesrepublik, wo auch immer sie arbeiten, nach Tarifvertrag bezahlt und erhalten ganz offiziell Zeitarbeitsverträge. Unterkunft und Quartier sind – so erzählt es Phillip Springer – mal mehr und mal weniger komfortabel. Und genau das sei, sagt er, eine der vielen schönen Errungenschaften der Walz: „Man lernt Bescheidenheit und sich über Kleinigkeiten zu freuen.“ Überhaupt machte der Mann nach seiner Walz einen sehr zufriedenen, glücklichen und durch die Erfahrungen seiner Wanderschaft gereiften Eindruck. Auf die Frage, was ihn am meisten beeindruckt habe, antwortet er mit einem strahlenden Lachen: „Es sind die Gastfreundschaft und das Vertrauen der Menschen, denen ich begegnet bin.“ Dass Wildfremde ihn ohne Weiteres eingeladen und willkommen geheißen haben, dass sie ihm Obdach, Kost & Logis gegeben hätten, das habe ihn beeindruckt und ihm nachhaltig imponiert. Darüber hinaus seien es die handwerklichen Kenntnisse, die er sich vor allem im Süden der Republik und in der Schweiz habe aneignen können, weil man, so erklärt er, dort noch sehr viel traditioneller und aufwändiger mit Holz baut.

Manchmal, berichtet Phillips Mutter, habe sie mehrere Wochen nichts von ihrem Sohn gehört. Handys und jedweder technische Schnickschnack sind tabu auf Wanderschaft, was ja ein echter Anachronismus ist und vermutlich für die meisten jungen Leute unvorstellbar scheint. Dennoch hielt Phillip selbstverständlich über diese lange Zeit Kontakt zu seiner Familie, wahlweise über Telefon oder Mails aus Internetcafés.

So traditionell wie der Auszug der Wandergesellen gestaltet sich auch die Heimkehr. Von knapp 20 Berufskollegen zu Fuß begleitet, legt Philipp Springer die letzte Etappe bis zum Ortsschild seiner Heimatgemeinde singend und nach eigenen Worten sehr aufgeregt zurück. Dort erwarten ihn – gemeinsam mit vielen Bürgerinnen und Bürgern – seine Mutter, seine Schwester und seine Freundin.

„Das war eine tolle Zeit voller wichtiger und guter Erfahrungen. Ich kann jedem nur empfehlen, in die Fremde zu gehen und diese Erfahrungen selbst zu machen“, das ist das Fazit von Phillip Springer, mit dem er auf die hinter ihm liegenden Jahre der Wanderschaft zurückblickt.

(Musikalischer Tipp zum Thema: *Drei Jahre und ein Tag* von Reinhard Mey)

Berlin Alexanderplatz um 1950

Das Thema

Tradition auf Berliner Art.

von Karin Kukuk

Tradition und Gewohnheit sind wie Zwillinge. Für mich als neue Bewohnerin ist das gar nicht so einfach: „Tradition“ fängt ja morgens mit dem Zähneputzen an und hört abends mit dem Zähneputzen auf.

Im Haushalt meiner Eltern waren wir drei Mädchen, ich das Nesthäkchen. An Heiligabend gab es immer Kartoffelsalat mit Würstchen. Wir haben diese Tradition bis heute fortgeführt. Wenn wir jetzt bei meinem Sohn eingeladen werden, gibt es eine Käseplatte und drei verschiedene Eissorten, aber auch immer Kartoffelsalat mit Würstchen. Man merkt also, die Zeiten haben sich geändert, aber die Tradition ist geblieben. Als ich noch nicht zur Schule ging, hat mein Vater oft mit mir gesungen. Da er Berliner war, machte es ihm Spaß, so zu singen, wie es eben die Berliner tun:

„Es war im Böhmer Wald, da pfiff der Wind so kalt, da kam die Bimmelbahn den Berg herabgefahr'n, da war ein kleener Mann, der hing sich hinten dran. Da kam der Schaffner raus und schimpft ihn tüchtig aus, da sagt der kleene Mann: „Dit jeht dir janischts an, wenn ick nicht loofe kann, häng ik mir hinten dran.“

„Pupp und Spinneken, Pupp und Spinneken, gehen in den Wald, da wurden dem Pupp, da wurden dem Pupp die Beene kalt, da macht dat Spinneken, macht dat Spinneken Feuer an, da wärmt sich der Pupp, da wärmt sich der Pupp de Beene dran. Da kam ein starker Wirbelwind und blies das Feuer aus und blies das Feuer aus, da wurd das Spinneken, wurd das Spinneken ärgerlich und hat dem Pupp und haut dem Pupp ins Angesicht!“

Humor ist der Schwimmgürtel des Lebens.

Karin Kukuk, Jahrgang 1942, wohnt seit 2022 in der Bergischen Residenz Refrath

Das Thema:

Markttag

von Heike Pohl

Beim „Fischmann“ wird noch Plattdüütsch gesprochen. Wenn man genau hinhört, kann man einiges erschließen und anderes wiederum nicht – es klingt ein bisschen schnoddrig und wie gebellt, ein bisschen englisch und ein bisschen ich-weiß-nicht-genau-wonach und so wie eh und je im Norden. Die Älteren sprechen es noch und der Fischmann, weil es bei ihm „in der Familie liegt“, wie er sagt.

Der Fischmann kommt aus Friedrichskoog. Früh morgens fährt er von dort los, seine fangfrische Ware im Wagen. Er hat Plattfisch in der Auslage auf Eis – Forelle, Lachs, Hering und manchmal sogar Thunfisch und Muscheln. Und was seine Kunden am liebsten mögen: Geräuchteres von Aaal, Lachs, Heilbutt und Makrele, Fischfrikadellen und die klassischen Salate – roter Hering, Matjes, Krabben. Sein Angebot ist übersichtlich. Er kennt seine Kunden, schnackt ein paar Sätze mit jedem, und bei denen, die nicht so gern reden, geht es eher schweigsam zu. Es ist familiär, jede und jeder wird geduzt, und wer will und Zeit hat, wird nicht nur mit Fisch und Meeresfrüchten sondern auch mit Geschichten drum herum bedient: Über die Nordsee, den Fischfang, die Probleme mit der Lachszucht, den Klimawandel oder darüber, wie man Stint zubereitet und am besten Krabben puhlt.

Rechts vom Fischmann steht ein großer, meist Zigarette rauchender Mann. Früher hatte er eine gutgehende Gärtnerei, nun ist er seit ein paar Jahren in Rente und verkauft Honig. Nur Honig, nichts sonst. Aus seinem Kofferraum. Waldhonig. Sommertracht. Rapshonig. Heidehonig. Alles von seinen eigenen Bienen. Seinen Händen und seiner Haltung sieht man die viele schwere Arbeit an, und wenn die Kunden sich mal wieder Zeit lassen, dann geht er rüber zum Fischmann oder zu den Blumen und schnackt mit denen: Übers Wetter. Das Klima. Gott und die Welt.

Gegenüber vom Honigmann stehen die „Gärtnersleute“. Aus ihrem großen Anhänger und ihrem *Sprinter* zaubern sie an den Markttagen im Handumdrehen Frühling, Sommer und Herbst. Und im Winter pausieren sie, ganz wie die Natur. Stets nach den Eisheiligen geht es los: Mit Hornveilchen, Narzissen, Ranunkeln und Hyazinthen – in Töpfen und Schalen arrangiert oder einfach so, zum Auspflanzen ins Beet, läuten die Marktleute das Gartenjahr ein. Darauf folgen Petunien, Geranien, Tagetes, Männertreu und vieles mehr, in Blumenampeln und -schalen oder in kleinen Töpfen, die man dann zuhause selbst einpflanzen kann. Die Freude über die ersten Blumen, über die Farben ist in jedem Jahr groß, bei den Standbetreibern wie bei ihren Kunden. Man schwelgt in Gesprächen über Gärten und Beete, bekommt Tipps zur Pflege und Vermehrung und wartet schon sehnsüchtig auf die Setzlinge: Tomaten und Gurken, Zucchini und Kürbisse, Bohnen und Kohlrabi, Kohl und Paprika, die dann im eigenen Garten wachsen, blühen, gedeihen und Früchte tragen dürfen. Die Gärtnerleute geizen nicht mit Begeisterung über jede Pflanze, die man kauft. Ihre Freude ist ansteckend und ihr Fachwissen groß, sodass man es am Ende schon ganz blöd anstellen muss, um nicht in Hülle und Fülle ernten zu können, wenn es an der Zeit ist.

Es folgen im Sommer die Stauden und Gräser, Exoten wie Einheimisches, und wenn dann in großen Töpfen Chrysanthemen und Astern angeboten werden, wird der Herbst eingeläutet und mit ihm das letzte Aufblühen im Gartenjahr.

Zwei Bäckerwagen, ein Käsestand und zwei Metzger gehören zur festen Belegschaft unseres Wochenmarktes sowie „der Obstmann“. Dann gibt es da noch ein älteres Ehepaar, das ein Blumengeschäft betreibt und in sporadischen Abständen, die keiner Regel folgen, Schnittblumen und kleinere Sträuße zum Kauf an-

bietet. Ab und an versuchen auch andere Marktleute in unserer kleinen Stadt Fuß zu fassen, ein Publikum für sich und ihre Waren zu gewinnen und sich zu etablieren auf unserem Wochenmarkt, der mittwochs und samstags an seinem angestammten Platz ein Treff- und Anziehungspunkt für viele Menschen aus der Region ist. Mal kommt ein Korbwarenhändler, mal einer mit Kleidung, mal stehen regionale Produzenten von Kirschen, Äpfeln oder Kartoffeln da und immer wieder versuchen auch türkischstämmige oder arabischstämmige Händler die Leute von Köstlichkeiten wie Taramas, Schafskäse, eingelegtem Oktopus, Oliven, Fladenbrot, Rosenmarmelade, Datteln und Feigen oder Frischkäse mit Auberginen, Knoblauch oder Nüssen und Honig zu überzeugen.

Der Wochenmarkt ist eine feste Institution, die allerdings „nur“ einen überschaubaren, dafür aber umso treueren Personenkreis erreicht. Die Marktleute haben es schwer: Es fehlt an Personal. Es ist aufwändig, all die Märkte in der Region anzufahren, die Stände auf- und wieder abzubauen und den schwankenden Bedarf einzuschätzen. Bei schönem Wetter ist der Markt gut besucht, bei Regen, Eis und Schnee bleiben die Leute zuhause. Während der Ferienzeiten kommen eher wenige, sonst eher viele Kunden. Die Preise werden verglichen mit denen beim Discounter.

Der Wochenmarkt ist ein Treffpunkt, eine Reminiszenz an die Zeiten, in denen er seine vielleicht wichtigste Ware feilbot: Klatsch, Tratsch, Gerüchte, Neuigkeiten. Heute ist er Original und geselliger Gegenentwurf zum sogenannten Online-Marktplatz. Zudem dient er regionalen Anbietern wie Landwirten, Obstbauern, Gärtnereien, Schlachtereien oder Geflügelzüchtern zur Direktvermarktung. Und er ist – je nach Region und Lage – immer auch ein Spiegel des Konsumverhaltens und der Kaufkraft der Menschen, die ihn nutzen.

Vom wunderbar großen, vielfältigen, faszinierenden und einzigartigen Viktualienmarkt in München über den abwechslungsreichen Winterfeldtmarkt in Berlin, den regengeschützten Isemarkt in Hamburg hin bis zu unserem einfachen Markt in der norddeutschen Provinz – die Wochenmärkte sind eine unverzichtbare Tradition, die es zu erhalten gilt. Wo sonst kann man in einer fast familiären Atmosphäre so frisch, so gesund, so regional, so saisonal und so lebendig einkaufen?
Der größte Wochenmarkt Deutschlands findet sich ebenfalls im Norden des Landes: Seit mehr als 500 Jahren werden in Stadt Heide in Dithmarschen auf einer Fläche von 4,7 Hektar Waren angeboten.
Auf der Internetseite *www.wochenmarkt-deutschland.de* werden sämtliche Wochenmärkte der Republik und deren Öffnungszeiten präsentiert. Der Gladbacker Wochenmarkt, der Wochenmarkt in Paffrath und Bensberg, von Schildgen und Refrath sind dort ebenfalls zu finden. „Die Märkte im rheinischen Bergisch Gladbach leben von ihrer Tradition und ihrem einzigartigen Flair. In der im 13. Jahrhundert erbauten Stadt Bergisch Gladbach wurden bereits zu jener Zeit Märkte abgehalten. Die muntere Lebensart der meisten Händler/innen ist bereits durch Generationen weitertradiert. Lebensfreude, Vertrauen und kompetente Beratung sind auf den Gladbacher Märkten Ehrensache!“, so steht es dort zu lesen.

Bundesweit bieten an rund 250 000 Markttagen über 50 000 Händler auf ca. 3300 Wochenmärkten ihre Waren an. Und obwohl sich das nach sehr viel Markt und Handel anhört, erzielen sie lediglich 1,3 Prozent des gesamten Lebensmittelhandelsumsatzes im Land.

„Auf dem Markt lernt man die Leute besser kennen als im Tempel“, behauptet ein deutsches Sprichwort. Wahrscheinlich mag ich diese traditionelle Institution auch gerade deshalb so gern.

Das Thema:

Schützenbruderschaft.

von Christiane Loewenstein

Ich war von 1972 bis 2020 Mitglied in einer historischen deutschen Schützenbruderschaft. Dort wurde die Tradition mit „Glaube, Sitte, Heimat“ großgeschrieben, und so haben wir das Brauchtum über viele Jahre gelebt. Wenn man dort, so wie ich, als kleines Mädchen in die Bruderschaft eingegliedert wurde, dann identifizierte man sich mit dem Schießsport und allen Gepflogenheiten des Bundes der Historischen Deutschen Schützenbruderschaften e.V., dank meiner Eltern, die mich frühzeitig an das Schützenwesen herangetragen haben.
Das fing bei der Uniform an: Als Schülerschützen (neun bis 15 Jahre) trugen die Mädchen weiße Blusen und schwarze Röcke oder Hosen, die Jungs weiße Hemden mit schwarzen Hosen, darüber kurzärmlige grüne Westen mit dem Emblem der Bruderschaft, dazu weiße oder schwarze Socken mit schwarzem Schuhwerk. In der Jugendabteilung (16 bis 24 Jahre) wurde dann die Weste gegen einen grünen Gehrock getauscht, der mit Schulterstücken ausstaffiert wurde. Eine grüne Krawatte zierte den Hemdkragen. Grüne Schulterklappen trugen Schützen ohne Rang und Namen, silberne trugen jene, die ein Amt in der Schützenbruderschaft bekleideten, und die goldenen waren für die Würdenträger bestimmt. Ein grüner Hut mit Krempe, der mit einem Gamsbart oder einer Feder geschmückt war, ergänzte die Ausgehtracht. Zur Vervollständigung rundete das weiße Paar Handschuhe den Ornat ab.
So ausstaffiert, fuhren wir zu den Schützenfesten der einzelnen befreundeten Bruderschaften und nahmen dann an den traditionellen Schützenumzügen teil. Mit dem Bezirksverband Porz und einigen auswärtigen Verbindungen zogen wir, unterstützt durch mehrere Tambo-Corps, mit Fahnen, Würdenträgern und Grünröcken im Gleichschritt durch die Straßen. Was war das für ein toller Anblick beim Vorbeimarsch des Schützenumzugs an den Majestäten, die gemeinsam mit dem Hofstaat und der Bruderschaft in Reih und Glied angeordnet Spalier standen: Ein Bild sondergleichen. Die Königin und ihre Ehrendamen trugen wunderschöne lange Roben, die ihrem Gemahl und König somit den Status zuteilwerden ließ, den er verdiente. Das war Tradition in Glaube, Sitte und Heimat. Nachdem der Schützenzug sein Ziel erreicht hatte, löste im Anschluss der Kommandant den Umzug im Gedenken an die verstorbenen und gefallenen Schützenbrüder und -schwestern mit dem Lied: „*Ich hatte einen Kameraden*“ auf. Dann hieß es: Festzug still gestanden! Nach dem letzten Trommelschlag des Musikzugs wurde die Begrüßungszeremonie abgehalten. Alle befreundeten Vereine, Bezirksvertreter, Bezirksmajestäten und alles was Rang und Namen hatte, hieß man herzlich willkommen. Auch die eigenen Autoritäten wurden namentlich vorgestellt. Nach diesen festlichen Worten konnte es zum gemütlichen Teil des Nachmittages übergehen. Erst einmal wurden die Kehlen geölt, denn der Durst war schon groß nach einem Marsch von einer Dreiviertelstunde. Man hörte dann aus verschiedenen Richtungen: „Wir danken unserem König für diese Runde mit einem dreifachen Gut Schuss, gut Schuss, gut Schuss“!
Für uns Kinder gab es einen Kranz Limo mit Cola. Die Schützendamen unserer Gesellschaft freuten sich immer über das Kaffee- und Kuchenbuffet. Zum späteren Zeitraum wurden diverse warme Leckereien wie

Königsjahr 2011

Fotos: Privat

Königsjahr 2018

Brat- oder Currywurst mit Fritten verköstigt. Langeweile kam bei uns nicht auf. Verschiedene Kinderbelustigungen waren eine willkommene Abwechslung, oder es standen Kirmesbuden und Fahrgeschäfte mit auf dem Schützenplatz. Wir schauten auch gerne zu, wenn unser König beim Fässchen-Schießen teilnahm, besonders wenn er das letzte Stück Gips von der Stange holte, dann gab es ein 10-Liter-Fässchen Kölsch für ihn und uns Kindern spendierte er grundsätzlich, nachdem er das Fässchen-Schießen gewonnen hatte, jedem ein Eis.

Unser eigenes Schützenfest wurde immer an den Pfingsttagen abgehalten. Da Nordrhein-Westfalen keine Pfingstferien hat, wurden wir wegen der Brauchtumspflege vom Schulunterricht befreit. Der traditionelle Eröffnungsball am Pfingstsamstag begann mit einer zuvor abgehaltenen katholischen Messe. Ein Alleinunterhalter führte uns dann den ganzen Abend bis zum Krönungsball durch das musikalische Programm. Es wurde getanzt, gesungen und geschwoft – bis tief in die Nacht.

Am frühen Morgen des Pfingstsonntages wurden die Majestäten mit dem Spicher Tambo-Corps geweckt. Dann hieß es: früh aufstehen. Um 5.30 Uhr traf man sich am Schützenheim und um 6.00 Uhr schallte die Marschmusik durch die Straßen. Zuerst war der Herr Pastor an der Reihe: Man spielte ein Ständchen und zog nach Erhalt einer kleinen Spende (Umschlag oder eine Flasche) weiter zum König. Leider wurde das Wecken Mitte der Neunzigerjahre durch die Stadt Köln eingestellt, da sich Bewohner des Ortes über den angeblichen Lärm am frühen Morgen beschwert hatten. Sei es drum – so viel zur Pflege der Tradition. Am Nachmittag erwarteten wir unsere auswärtigen Brudervereine, die uns am großen Schützenumzug durch unsere Straßen begleiteten. Die internen Schießwettbewerbe der Würdenträger begannen am Pfingstmontagmorgen mit dem Bürger-Schießen. Die Schüler schossen ihre Würde mit dem Luftgewehr auf Schießscheiben aus. Die Prinzen sowie die Anwärter auf die Königswürde hielt man auf die dafür vorgesehenen Gipsvögel ab. Es wurde solange geschossen, bis der letzte Rest des Vogels von der Stange fiel und man dann für ein Jahr die Bruderschaft im Amt des Königs, Prinzen, Bürgerkönigs und der Bürgerkönigin repräsentieren konnte.

Der Dienstag nach Pfingsten war für die neuen Anwärter etwas Besonderes und somit ihr einzigartiger Höhepunkt: Der Krönungsball stand vor der Tür. Die neuen Würdenträger wurden dann von den alten Majestäten mit einer Abteilung unserer Schützenbruderschaft sowie dem Tambo-Corps *Blau-Weiß-Spich* an ihrer Wohnstätte abgeholt und zum Ball geleitet, damit alle Bürger und Bürgerinnen des Ortes sehen konnten, wer denn die neuen Würdenträger der Bruderschaft waren. Mit Pauken und Trompeten zog die Schützengesellschaft Richtung Schützenheim, wo schon viele geladene Gäste, Bezirksvertreter und befreundete Bruderschaften auf die Ankunft der alten und neuen Majestäten warteten. Der Einmarsch war schon ein faszinierender Anblick, besonders, nachdem man am Königstisch Platz genommen hatte und in den Saal schauen konnte mit den vielen Gratulanten. Da fühlte man sich so richtig hofiert. Die Adjutanten, die man sich ausgewählt hatte, kümmerten sich um alle Belange, die den neuen König mit seinem Gefolge betrafen.

Ich weiß wovon ich spreche, denn ich habe in der *St. Sebastianus Schützenbruderschaft Porz-Grengel* in der gesamten Mitgliedschaft von 48 Jahren 1x die Schülerprinzen-, 1x die Prinzen- und 2x die Königswürde erlangt. Ich war mehrere Jahre als Schützenliesel aktiv und zuletzt durfte ich das Amt des Kommandanten der Bruderschaft leiten und führen, bis diese 2021 aufgelöst wurde. Der Zahn der Zeit nagte auch an uns, die Computer- und Handygeneration brachte alles ins Wanken, denn leider haben wir keine Jugend als Mitglieder mehr werben können und somit ist der Verein aus Mitgliedermangel auseinandergebrochen. Corona hat auch noch dazu beigetragen, dass wir die Einnahmen durch die Vermietungen unseres Heimes nicht mehr gewährleisten konnten. Leider habe ich die 50 Jahre Mitgliedschaft nicht mehr erreichen können, aber die Zeit, die ich in jeder Lebensphase mit meinen Schützenschwestern und Schützenbrüdern verbringen konnte, haben mich geprägt und gelehrt, was Tradition bedeutet. Dabei haben wir gemeinsam die Brauchtumspflege über Jahre aufrechterhalten.

Alles geht einmal zu Ende, doch wenn ich mir die Fotos ansehe, von meiner Amtszeit als Würdenträgerin, dann erfreue ich mich immer wieder an meinen Lebenserinnerungen.

Christiane Loewenstein arbeitet seit 2013 an der Rezeption der Bergischen Residenz Refrath

Die Kurzgeschichte:

Ich packe meinen Koffer.

von Jameel Juratly

Jameel Juratly musste mit seiner Familie aus Syrien fliehen und ist seit 2014 in Deutschland. Hier arbeitet er nicht nur als Koordinator in dem Projekt Migranten-Eltern-Netzwerk Niedersachsen in Oldenburg, sondern engagiert sich auch ehrenamtlich als Integrationslotse und bei Radio Globale. Außerdem beschäftigt er sich gerne mit Sprache und verarbeitet seine Erlebnisse und Gedanken in Kurzgeschichten.

Gerade in Deutschland angekommen, erkundete ich jeden Tag unsere Umgebung. Ich ging zum Bäcker um die Ecke, stand vor dem Schaufenster und betrachtete die vielen Brot- und Brötchensorten und ihre langen Namen. Auf dem Rückweg wiederholte ich die Wörter, während ich versuchte, mich nicht zu verlaufen: Se-sam-brötchen… Sesambrötchen… Sesambrötchen. Mohnbrötchen. Dreikornbrötchen. In zwei Wochen lernte ich die Namen der Brötchen, ohne es je zu wagen, eines zu kaufen.

Unsere Kinder fuhren mit dem Fahrrad in der nahen Umgebung herum und lernten die Straßen kennen. Schon zwei Wochen vor Beginn des Schuljahres begannen wir, uns den Weg zur Schule einzuprägen. Dort half uns Renate, die Integrationslotsin, bei der Anmeldung.

Am Abend vor dem ersten Schultag kam Renate uns besuchen. Meine Frau hatte Kokoskuchen gebacken, und wir brühten arabischen Kaffee auf. Sein Geruch entfaltete sich in der Wohnung, und wir horchten auf die Einfahrt, um Renate an der Haustür zu empfangen. Meine Frau servierte den Kuchen, Renate fragte nach dem Rezept, gemeinsam wälzten wir das Wörterbuch und malten Bilder, um die Zutaten zu beschreiben.

Dann saßen wir auf dem Sofa, und sie schlug vor, ein Spiel zu spielen, um Vokabeln zu lernen. Ich verzog mich auf den Sessel am Fenster. „Ich packe meinen Koffer und nehme mit: Eine Hose“, sagte sie. Meine kleine Tochter wiederholte ihren Satz und ergänzte: „Und eine Teddybär“. „Einen“, korrigierte Renate. „Ich packe meinen Koffer und nehme mit: Eine Hose und einen Teddybär und mein Schmuckkästchen“, sagte meine große Tochter. Meine Frau wiederholte das Gesagte und ergänzte: „…und meine Fotoalben“.

Ich merkte, wie meine Hände anfingen zu zittern. Mit einem Schlag war alles wieder da. Es war nicht lange her, dass wir unsere Koffer gepackt hatten. Was nicht hineinpasste, mussten wir zurücklassen. Meine Frau hatte gesagt: „Ich packe die Fotoalben ein, die müssen wir mitnehmen“. „Die Fotos sind Luxus“, rief ich. „Eine Flucht ist kein Umzug“. „Diese Fotoalben sind meine Erinnerungen, ich kann sie nicht hierlassen“, sagte sie fest entschlossen. „Wir fliehen in ein fremdes Land”, schrie ich und war wütend. „Wir wissen nicht, was kommt. Wir brauchen Kleidung und Schuhe, Erste-Hilfe-Material, Medikamente. Wir fahren nicht in den Urlaub, wir gehen weg, für immer“. Ich war wütend auf meine Frau und auf den Krieg und auf das Kofferpacken, einfach auf alles.

„Lass uns die Fotos in den Koffer packen“, sagte meine Frau ganz ruhig. „Ganz sicher werden sie uns helfen da drüben. Kleidung und Schuhe gibt es auch dort, aber unsere Erinnerungen können wir nicht wiederholen“.

Mir platzte fast der Kopf. Die Kinder wollten Kuscheltiere, Barbies, Kissen, Spiele, Lego-Figuren und Bausteine, Sonnencreme und ihren MP3-Player mitnehmen, meine Frau holte Schmerztabletten und ihr Tagebuch. Die Kleinste wollte unbedingt die Katze mitnehmen, die Älteste ihr Schmuckkästchen, das sie zu ihrem sechzehnten Geburtstag von ihrer Großmutter als Geschenk bekommen hatte. Ich kenne es seit meiner Kindheit, es ist aus schwarzem Leder und das Innenfutter ist aus weichem rotem Samt.

Ein geblümtes Halstuch, Mäntel, Jacken, Röcke, Blusen legte meine Frau hin, hängte sie wieder auf, warf sie sich über. Alles, was vorher normal war, wurde plötzlich wertvoll. Die Bilder an der Wand, die man schon gar nicht mehr gesehen hatte, offenbarten wieder ihre Geschichten. Das Gemälde im Schlafzimmer hatten wir in unseren Flitterwochen gekauft. Das Gemälde im Wohnzimmer kam vom verstorbenen Vater. Die Vorhänge hatte meine Mutter genäht und bestickt. Sie hatte viele Nächte an ihrer Nähmaschine verbracht.

25 Jahre lang haben wir unser Haus Stück für Stück möbliert. Sessel, Sofa, Tisch und Vorhang. Bücherregal, Betten, Teppiche und Schränke. Stehlampe, Schreibtisch, Esstisch, Stühle und Waschmaschine. Herd und Geschirr und Teemaschine, Mikrowelle und Spülmaschine. Jedes Stück trägt eine Erinnerung. Ich brauchte fünf Jahre, um die Raten für die Waschmaschine zu bezahlen. Ich habe ein Jahr lang Überstunden gemacht, um den Herd und den Kühlschrank kaufen zu können.

In Syrien folgt der Kauf eines Möbelstücks einem langen Plan. Alles wird erhalten und an die Kinder und Enkelkinder weitergegeben. Paare erhalten zu ihrer Heirat Möbel und Küchengeräte. Jedes Geschenk trägt eine Erinnerung. Wenn ich die Karottenpresse benutze, fällt mir sofort ein, wer sie uns gegeben hat.

Wie schwer, all das in einen Koffer zu packen. Wie schwer, ein ganzes Leben auf einen Koffer zu reduzieren. Doch wir packten unsere Koffer. Ich ließ den Schreibtisch zurück, der mich viele Jahre begleitet hatte. Noch nach Wochen hörte ich ihn nachts mein Fenster sagen: „Warum hast du mich zurückgelassen und bist weggegangen“? In der Dunkelheit sah das Fenster mich an, und ich sah auf die zwei alten Eukalyptusbäume am Straßenrand, die ich an heißen Sommertagen gegossen hatte, und ich sah auf das vertraute Nachbarhaus von Abo Marwa und Om Marwa. Wie gerne würde ich ihnen noch einmal dabei zusehen, wie sie in der Küche das Essen vorbereiten, wie sie zusammen lachen oder unserer Katze heimlich ein Leckerli geben.

Ich hatte meinen Koffer gepackt und in ein fremdes Land mitgenommen, hatte den Koffer dort ausgepackt und alles an seinen Platz gestellt. Ich hatte ein paar der Fotos aufgestellt, auf denen im Hintergrund auch die Gemälde aus dem Wohnzimmer zu sehen sind. Ein Foto vom Blick aus dem Fenster gab es nicht. Lange hatten wir versucht, den Duft in den Hemden zu konservieren. Wir schlossen die Knöpfe fest, damit der Geruch der Hemden nicht verflog. Wir schlossen abends den Schrank und wussten, dass der Geruch immer noch in den Kleidern war. Die erste Wäsche der Kleidung fiel uns unendlich schwer. Wir hatten mit den Dingen auch den Geruch von ihnen in den Koffer gepackt. Sein Gewicht wurde auf der Waage am Flughafen nicht berechnet.

Ich saß auf meinem Sessel in der Zimmerecke und tat, als wäre ich mit dem Handy beschäftigt, während die sie ihr Spiel spielten. Ich packe meinen Koffer und nehme mit: Eine Hose, einen Teddybär, mein Schmuckkästchen, meine Fotoalben. „Kuscheltiere, Kissen, Spiele, MP3-Player, meine Lego-Bausteine, Lego-Figuren, die Katze, den Großvater, die Großmutter…“, hastig hatte mein Sohn gesprochen, und dann versagte ihm die Stimme.

Ich stand auf und setzte mich zu ihnen. Ich wiederholte all das Gesagte, wunderte mich, dass mein Sohn schon so viele deutsche Wörter gelernt hatte, vergaß keines der Dinge, die sie genannt hatten, denn ich kannte sie alle, und ergänzte: „Und mein Fenster im Arbeitszimmer mit dem Blick auf das Nachbarhaus und die Eukalyptusbäume“.

Ich legte meinem Sohn den Arm um die Schulter. „Und jetzt schaue ich jeden Morgen aus meinem Fenster zu unseren neuen Nachbarn Rudolf und Annelie rüber. Übrigens, sie haben uns für morgen zum ersten Schultag zum Kaffee eingeladen.“

Auflösung Sommerrätsel:

„Indian Summer.“

von Heike Pohl

Einst zogen zwei Jäger vom Stamme der Ongwanonsiouni im Herbst gemeinsam mit ihrem Hund hinaus auf die Jagd. Die Männer wollten, wie es notwendig war, um zu überleben, Vorräte für den bevorstehenden Winter beschaffen.

Sie marschierten also los in ihren Röcken aus Wildleder, ihren kurzen Hemden und Mokassins, Bogen, Pfeile und Speere bei sich, um Wild zu jagen und es nachhause zu bringen, wo man es trocknen, haltbar machen und aus den Fellen Kleidung nähen würde. Sie durchquerten mit ihrem Hund Wälder und Wasserläufe, durchschwammen Seen und erklommen Stück für Stück höhere Lagen, bis sie plötzlich auf einen riesigen Bären trafen. Und obwohl ihnen das massige Tier mit seinen enormen Reißzähnen und seinen gewaltigen Pranken Furcht einflößte, beschlossen sie, es zu töten und nicht vor ihm zu fliehen. Sie stimmten gemeinsam ein lautes Geheul und Geschrei an, bedrohten den hoch aufgerichtet auf seinen Hinterbeinen stehenden Bären mit ihren Speeren und schossen ihre Pfeile in das dichte Fell ab.
Entweder war der Bär schon satt und zu faul, es mit zwei Kriegern und ihrem Hund aufzunehmen, oder aber er wollte es einfach nicht auf einen Kampf ankommen lassen. Jedenfalls macht sich der riesige Bär auf und davon und floh in Pein und Wut die Berge hinauf, um dem quälenden Schmerz der Pfeilspitzen in seinem Pelz zu entkommen. Wo ihn, oben angekommen, magische Kräfte in den Himmel emporhoben und fürs Erste bargen. Doch die beiden Jäger, unermüdlich in ihrem Ehrgeiz und ihrem Jagdfieber, folgten dem Tier, um es schließlich oben in den Wolken doch noch zu erlegen. Und seither findet diese Hatz in jedem Herbst statt und aus den Wolken tropft das Blut des Großen Bären hinab auf die Erde und färbt dort das Laub der Bäume in dunklem, kräftigem Rot.

Zu den spätestens seit den *Lederstrumpf*-Erzählungen von James Fenimore Cooper (1798 bis 1851) bekanntesten gehören die Irokesen, deren Heimat im Osten der großen Seen und am Sankt-Lorenz-Strom im Norden der USA liegt. Auf ihren Erzählungen basiert die Legende, die den Ursprung unseres gesuchten Rätselwortes aus der Sommerausgabe bildet: *Indian Summer*.

So oder ähnlich könnte es sich also zugetragen haben, belegt überdies durch zwei Sternbilder am weiten Himmelszelt: Den Großen Bären, das aus vier Sternen gebildete Trapez im Sternbild des Großen Wagens, und dicht dahinter die beiden Jäger und ihr Hund, sie bilden die drei Deichselsterne.
Vielleicht aber ist die Erklärung für die wundervolle Farbenpracht samt strahlend blauem Himmel, die in jedem Herbst weite Teile Nordamerikas in ein Farbenmeer taucht, auch sehr viel schlichter. Erste Nachtfröste, gefolgt von einem ausgedehnten Hochdruckgebiet entlang der amerikanischen Ostseeküste, bilden die Grundlage. Es strömt schließlich Warmluft aus dem Süden und dem Südwesten in den Norden, die Temperaturen steigen an und das Laub färbt sich in den kalten Tagen in den Höhenlagen zuerst. Seinen Höhepunkt erreicht der Indian Summer zwischen Anfang Oktober im Norden und dem späten Oktober in Südengland. Je nach Beschaffenheit der Laubwälder sind die unterschiedlichsten Farbspektren zu sehen und am schönsten, so behauptet man, würde es in Vermont, wo sich die Blätter des Zucker-Ahorns von grün nach gelb über orange, rot und schließlich braun verfärben. Sein Scharlachrot ist einzigartig.
Vergleichbare Phänomene werden bei uns in Europa als Altweibersommer oder Goldener Oktober bezeichnet. Altweibersommer vermutlich deshalb, weil die dünnen Fäden der Spinnennetze, geschmückt mit Tau, charakteristisch für diese Jahreszeit sind. So steht das Wort „weiben“ für das Knüpfen von Spinnweben, wurde aber auch als Synonym für wabern oder flattern verwendet.

Aber das ist wieder eine andere Geschichte.

Rätsel:

Theodoor Rombouts: „Kartenspiel", ca. 1635. Abbildung: Wikipedia

Wer findet die fünf Fehler?

Kartenspiel. Eine uralte Tradition. Ungefähr genauso alt ist die Tradition des Pfuschens und Manipulierens. Nun gibt es zwei Arten auf diese Sache zu reagieren. Entweder mat tut es selbst, oder man übt sich mit Fleiß darin, anderen auf die Schliche zu kommen. Es wurde manipuliert. Genau fünf Mal. Der Zufall will, dass Sie diesmal zu den Guten gehören. *sn*

					6			3
8			9				1	
				2			7	
					5			
		2	8				9	6
1				6		7	5	
		8			4			7
9		3				8		
2	1				8			

Sudoku.

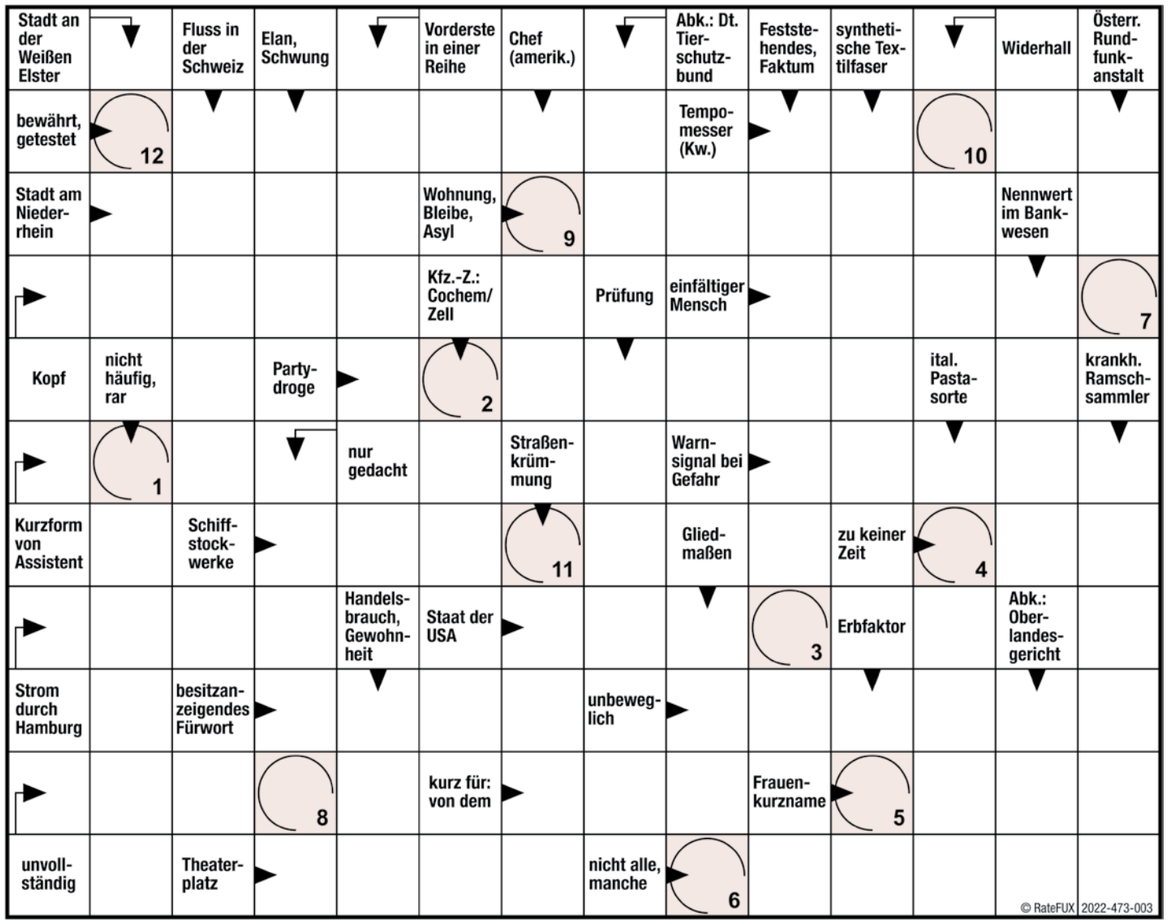
Ziel des Spiels ist, die leeren Kästchen mit den Ziffern 1 bis 9 zu füllen. Dabei gilt folgende Regel:
In jeder Zeile, jeder Spalte und jedem Block dürfen die Ziffern von 1 bis 9 nur einmal vorkommen. Das Spiel ist beendet, wenn alle Kästchen korrekt gefüllt sind.

Übrigens: Die moderne Form des Sudoku wurde vom Amerikaner Howard Garns erfunden und erschien erstmals im Jahr 1979. Populär wurde es jedoch zunächst in Japan, daher sein Name.

Lösung Sudoku:

4	7	1	5	8	6	9	2	3
8	2	6	9	7	3	4	1	5
3	9	5	4	2	1	6	7	8
7	6	9	2	1	5	3	8	4
5	3	2	8	4	7	1	9	6
1	8	4	3	6	9	7	5	2
6	5	8	1	9	4	2	3	7
9	4	3	7	5	2	8	6	1
2	1	7	6	3	8	5	4	9

Preisrätsel:



Lösungswort:

1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12

Gewinnen Sie einen der vielen Preise!

1. Preis: Ein Gutschein über 25 EUR der *Parfümerie Becker*. **2. Preis:** Ein Gutschein über 20 EUR vom *Buchsalon Wiebke von Moock*. **3. Preis:** Ein Gutschein über 15 EUR von *Pusteblume*, Refrath.

Schicken Sie einfach eine Postkarte mit dem richtigen Lösungswort an:

Bergische Residenz Refrath
Stichwort: „Herbsträtsel"
Dolmanstraße 7
51427 Bergisch Gladbach

oder senden Sie unter Angabe Ihrer Postadresse eine E-Mail an: info@bergischeresidenz.de

Kleiner Tipp zum Kreuzworträtsel-Lösungswort dieser Ausgabe:

Je näher man ihr kommt, desto schöner wird sie. Und: Je heißer das Begehren, desto schneller sinkt sie hin. Doch: Wie cool muss einer sein, um sie dauerhaft zu besitzen? *sn*

Die Preise werden unter den korrekten Einsendungen verlost. Einsendeschluss ist der 1. Dezember 2022. Der Rechtsweg ist ausgeschlossen.

Wie das Leben spielt:

Ein Besuch meines Sohnes und seine Folgen.

von Willi Ackermann

Wir schreiben den März 2002. Ende September 2000 war leider meine liebe Frau viel zu früh verstorben. Meine Trauer über diesen schweren Verlust hatte aus mir einen völlig anderen Menschen gemacht. Ich konnte mich nicht mehr auf etwas Neues freuen und gab mich nur meiner Trauer hin. Zweimal täglich besuchte ich das Grab meiner Frau, an etwas wie Urlaub wagte ich gar nicht erst zu denken, ich war verschlossen gegen alles und alle. Im März des genannten Jahres war dann wieder einmal mein Sohn bei mir zu Besuch und hat mir – um es ganz deutlich zu sagen – gehörig die Meinung gesagt und mir dringendst empfohlen, mal wieder an die Menschen zu denken, die mir in meiner schweren Zeit mit Rat und Tat zur Seite gestanden hatten. Die Aussage „Fahr mal wieder in Urlaub“ klang fast wie ein Befehl. Daraufhin habe ich ihm von meinen Gedanken erzählt, dass ich überlege, mir eine digitale Sakralorgel zuzulegen, um mich gelegentlich abzulenken, wenn ich nicht mehr weiter wußte. Seine Frage hierauf habe ich bis heute nicht vergessen: „Und warum kaufst du sie dir nicht?“

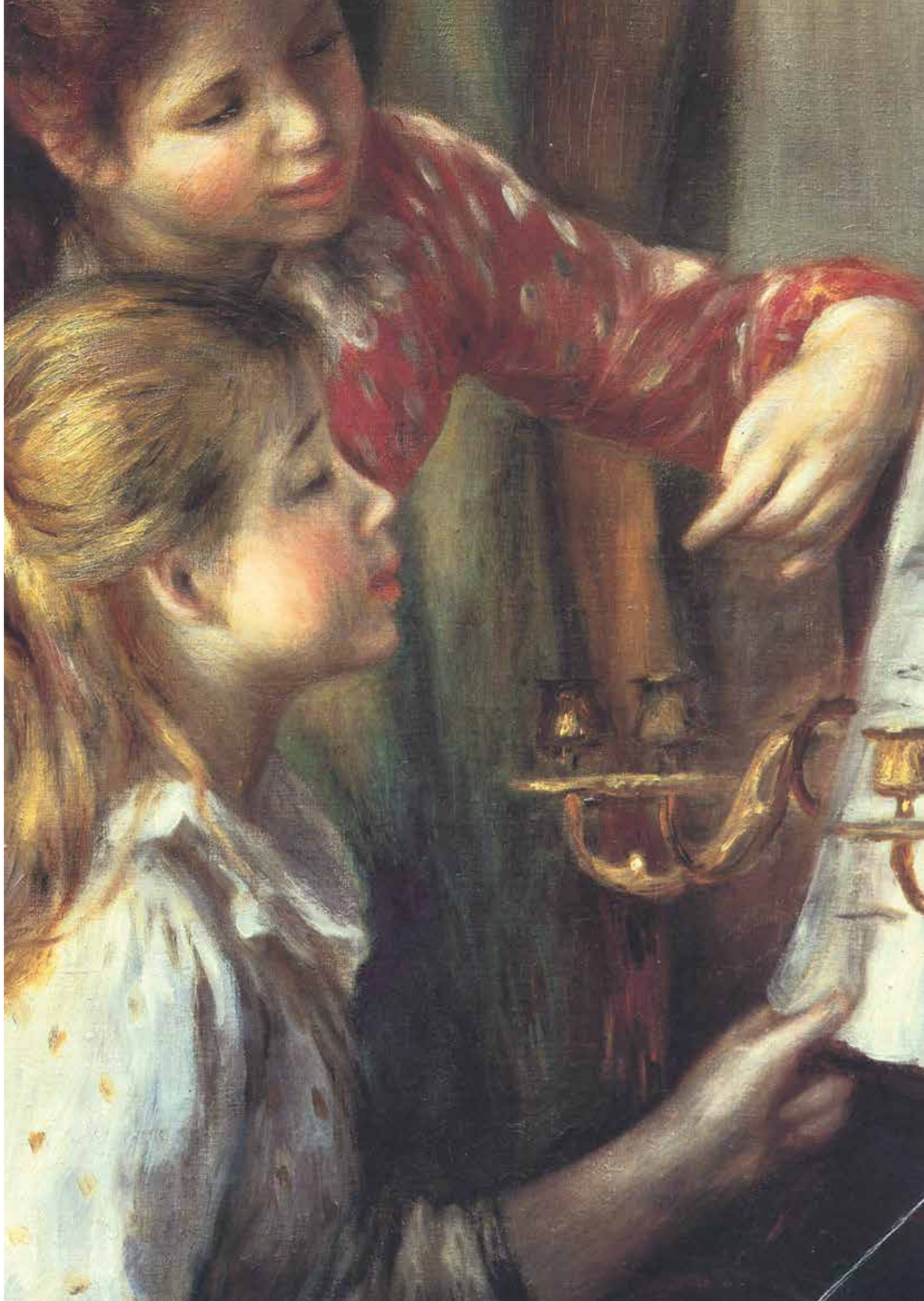
Am nächsten Tag fuhr ich nach Köln und habe mir sie tatsächlich gekauft. Und zwei Tage später habe ich einen vierzehntägigen Urlaub nach Fuerteventura gebucht.

Was aus dem Kauf der Orgel entstehen sollte, konnte ich zu diesem Zeitpunkt wirklich nicht ahnen. Der Organist und Chorleiter an unserer Kirche St. Gereon in Köln-Merheim war in den folgenden Wochen häufig bei mir zu Gast und wir haben viel zusammen musiziert. Im Laufe des Jahres kam mir die „verrückte“ Idee, gemeinsam mit einer Sopranistin eine eigene CD zu produzieren. Ich war überrascht, dass er sich sofort mit diesem Ansinnen anfreundete. Nun begannen wir, Musikstücke (geistliche Arien und Orgelstücke) auszusuchen, die ja auch zeitlich passen mussten, um sie auf der CD unterzubringen. Es war für ihn als Organist leicht, eine auch mir bekannte Solistin für unser Unternehmen zu begeistern. Ab diesem Zeitpunkt galt es zu proben, zu proben und nochmals zu proben. Irgendwann hatte unser Organist alle Solostücke für Orgel und die Begleitung für die Solostücke der Solisten eingespielt. Ein Tontechniker des Aufnahmestudios hat dann diese auf Spezialband übertragen und eine Woche später war es dann so weit – die ersten Aufnahmen im Studio standen an.

Schon der erste Eindruck im Studio war für mich faszinierend. So viele Knöpfe, Schalter und Hebel auf einmal hatte ich bis dahin noch nicht gesehen. Ich überließ der Sopranistin, die übrigens Gesang studiert hatte und sowohl Mitglied des Extrachores der Oper Köln als auch Mitglied des Philharmonischen Chores Köln war, natürlich das Privileg, als erste eine ihrer ausgesuchten Arien einzusingen. Doch irgendwann war ich dran. Als ich das erste Mal meine Stimme über Kopfhörer vernahm, bin ich sichtlich erschrocken. Aber ich hatte es ja nicht anders gewollt. Nach mehrmaligen Anläufen (zum Glück muss man ja – wenn ein Einsatz zu früh oder zu spät erfolgt oder ein Ton nicht ganz sauber klingt – nicht wieder ganz von vorne anfangen, sondern es genügt, es einen Takt vorher erneut zu versuchen) war nach dreimaligem Besuch des Aufnahnmestudios die Aufnahme endlich geschafft. Hier muss ich der Sopranisitin noch einen besonderen Dank aussprechen. Sie ließ es sich nicht nehmen, mich während meiner Aufnahmen im Aufnahmeraum mit stummen Gesten zu unterstützen bei der Atemtechnik, Mundstellung, dem Mikrofonabstand und so weiter.

Aus dieser Zusammenarbeit entstand eine wunderbare Freundschaft, die bis heute anhält. Ein großer Dank geht natürlich auch an meinen lieben Sohn, der das alles durch ein gehöriges „Kopfwaschen“ möglich gemacht hat. Ach ja, beinahe hätte ich es vergessen: Ich habe einen wunderbaren Urlaub auf Fuerteventura erleben dürfen und seitdem hat sich mein Leben wieder etwas lebenswerter gestaltet, ohne dass ich je die schönen Jahre mit meiner lieben Frau vergessen habe.

Willi Ackermann, Jahrgang 1937, wohnt seit 2022 in der Bergischen Residenz Refrath



Pierre-Auguste Renoir: Junge Mädchen am Klavier, Detail (1892)

Hintergrund:

Auch schwieriges Deutsch verstehen.

von Dr. Klaus Hachmann[1]

Deutsch ist angeblich die Sprache der Dichter und Denker – aber auch eine Qual für alle, die sie lernen wollen oder müssen. Für Nicht-Muttersprachler ist das vollständige, richtige Verstehen einer Sprache immer sehr schwierig.
Man könnte bei langem Sammeln Hunderte schwieriger, deutscher Satzzusammenhänge finden. Hier soll nur eine ganz kleine Auswahl ein Gefühl dafür geben, wo zum Beispiel der Nicht-Muttersprachler scheitern könnte.

[1] Erneut etwas über unsere Sprache. Siehe auch: BRR-Journal 03/2021, S. 28 f: „Unsere Sprache“

Was sollte man sprachlich unterscheiden können?[2]

Ich sage, nicht willens zu sein, zu zahlen,
also will ich wahrscheinlich nicht zahlen.
Ich sage, nicht willens zu sein, nicht zu zahlen,
also will ich wahrscheinlich zahlen.
Ich sage, willens zu sein, nicht nicht zu zahlen,
also will ich wahrscheinlich zahlen.
Ich sage nicht, nicht willens zu sein, zu zahlen,
also will ich wahrscheinlich zahlen.
Ich sage nicht, willens zu sein, nicht zu zahlen,
also will ich wahrscheinlich zahlen.

Die, die die, die die Dietriche erfunden haben, verdammen, tun ihnen unrecht.
Beim Sprechen wird das dritte „die“ betont. Geschrieben hilft die Zeichensetzung (Semantik). Autoren sollten sich von solchen „Ungetümen“ fernhalten, obwohl sie richtiges Deutsch sind, denn es geht auch anders:
Jene, die alle verdammen, die Werkzeuge zum gewaltfreien Öffnen von Schlössern erfunden haben, tun diesen unrecht.

Deutsch ist aber auch die Sprache der gesprochenen Verwechslungen, die aber geschrieben unterscheidbar sind:

Zwei schüchterne Kinder wollten Forscher werden.
Zwei schüchterne Kinder wollten forscher werden.
Die Spinnen.
Die spinnen.
Der gefangene Floh.
Der Gefangene floh.
Er verweigerte Speise und Trank.
Er verweigerte Speise und trank.

Sicher haben Sie auch schon mal paradoxe, deutsche Wörter gehört, bei denen der Kopf plötzlich ganz angestrengt nachdenken musste, ob das jetzt überhaupt Sinn ergibt. Widersprüchlich sind:[3]

Gefrierbrand
Doppelhaushälfte
Selbsthilfegruppe
alter Knabe
offenes Geheimnis
riesengroßer Gartenzwerg
Holzeisenbahn
kleines Riesenrad
eingefleischter Vegetarier
Wahlpflicht

Wir hören von Sprachen, bei denen allein durch die Betonung bei der Aussprache eines Wortes unterschiedliche Aussagen gemacht werden. Das sollte uns gar nicht so fremd sein, denn das haben wir auch in unserer Sprache:
Es sagt Unterschiedliches aus, wenn wir bei einem Satz mit dem Wort *„unheimlich“*

die Betonung auf die erste Silbe legen und diese kurz aussprechen
Wir wollen damit sagen, dass etwas Furcht auslöst, nicht erklärbar ist.

oder wenn wir die Betonung auf die zweite Silbe legen und diese dann lang aussprechen
Dann wollen wir sagen, dass etwas sehr viel, sehr groß, sehr schön… ist.

Ein Fall, für den es geschrieben überhaupt keine Unterscheidungslösung gibt. Gesprochen vielleicht:

Er hat die Wahl überraschend deutlich gewonnen.

Das kann bedeuten, dass man nicht annehmen konnte, dass er die Wahl gewinnen würde und nun auch noch deutlich. Gesprochen kann man vielleicht eine Pause zwischen „überraschend“ und „deutlich“ machen.
Aber es kann auch gemeint sein, dass man zwar annehmen konnte, dass er die Wahl gewinnen würde. Aber nicht so deutlich. Gesprochen kann man vielleicht eine Pause zwischen „deutlich“ und „gewonnen“ machen.

Nach wie vor gilt meine Bewunderung Übersetzern und besonders Simultan-Dolmetschern. Wie schaffen die es nur, solche Klippen s.o. zu umschiffen und die Absicht der deutschen Aussage zu übersetzen? David Bellos[4] schreibt „Seit der Entstehung dieses neuen Berufs war klar, dass simultan-dolmetschen zu den schwierigsten Dingen gehört, die das menschliche Gehirn anstellen kann. Ein Simultandolmetscher muss reden, und dabei zuhören; zuhören, und dabei reden.

[2] Nach Klaus Stuttmann, Karikatur Rheinische Post, 08.04.2021

[3] Susanne Faller, www.desired.de

[4] Wikipedia: David Bellos ist ein britischer Literaturwissenschaftler und Übersetzer

Das Gedicht

Herbstwind.

von Inge Thoma

Gestern noch gab er sich ruhig und leise,
ehrte den Herbsttag auf eigene Weise:
wisperte sanft in den Weidenzweigen,
die sich dem Flusse entgegen neigen.
Streichelte leis späte Rosenblüten,
als wolle er sie vor den Frösten behüten.
Zupfte zart bunte Blätter von Bäumen,
ließ letzte Taumeltänze sie träumen,
ehe sie sanken ins herbstfahle Gras,
das schon seit langem den Sommer vergaß.

Heute nun zeigt er sein raues Gesicht.
Sanftmut und Rücksicht, die kennt er jetzt nicht.
Gleich einem mächtigen himmlischen Besen
treibt mit dem Laub er sein unbändig Wesen,
jagt es und fegt es zu riesigen Haufen,
fängt dann sogleich an, es flugs zu zerraufen,
wirbelt es fröhlich mit Pfeifen und Heulen
schwindelerregend in tanzenden Säulen
himmelwärts, dann wieder stürzend ins Gras.
Das macht ihm Freude! Das macht ihm Spaß!

Herbstwind ist unstet mit wechselnden Launen.
Sie überraschen und lassen uns staunen.

Impressum:

BERGISCHE RESIDENZ REFRATH No 03 2022

Herausgeber:
Bergische Residenz Refrath GmbH
Dolmanstraße 7, 51427 Bergisch Gladbach

Chefredaktion:
Susanne Rönnau (verantwortlich)
roennau@bergischeresidenz.de

Artdirection/Layout:
Sebastian Niederhagen
mail@sebastian-niederhagen.de

Redaktion/Text: Heike Pohl
heikepohl@yahoo.de

© Fotos: S. 2/3, 5, 7, 9, 13, 13, 24, 27, 30:Wikipedia; S. 3: Bergische Residenz Refrath; S. 11, 18, 20: Privat.

© Illustration/Montage S. 1, 28, 32: Sebastian Niederhagen

Redaktionsadresse:
Bergische Residenz Refrath
Dolmanstraße 7
51427 Bergisch Gladbach

Telefon: 02204 / 929 0
Telefax: 02204 / 929 909
info@bergischeresidenz.de
www.bergischeresidenz.de

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Bilder wird keine Haftung übernommen

Gerichtsstand und Erfüllungsort:
Amtsgericht Bergisch Gladbach
HRB 86935
Steuernummer: 204/5711/1882
Sitz der Gesellschaft: Bergisch Gladbach

Ansprechpartnerin Anzeigen:
Petra Lüttmann
Fon: 02204 / 929 0
Fax: 02204 / 929 909

Erscheinungsweise: Vierteljährlich

© Bergische Residenz Refrath 2022

Anzeige

Durchblick!

Bei allen Versicherungs- und Finanzfragen

Geschäftsstelle
Sven Höppner

Selmastr. 16
45127 Essen
Tel 0201 17893767
sven.hoeppner@ergo.de

ERGO

Anzeige

Anzeige

Pusteblume
Dekorationen · Gestecke · Kränze

Blumen sind die schönsten Worte der Natur

FLEUROP

Pusteblume · Inh. Doris Barion · Wingertsheide 33 · 51427 Bergisch Gladbach-Refrath · Tel. 02204 / 40 45 40 · pusteblume-barion@web.de

BERGISCHE RESIDENZ
REFRATH
SENIORENRESIDENZ